

Buchbesprechungen

Florian Bruns: Medizinethik im Nationalsozialismus. Entwicklungen und Protagonisten in Berlin (1939–1945).
Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2009. 225 S., 21 Abb., Hardcover, € 46,00, ISBN 978-3-515-09226-5.

Historisierungen von medizinhistorischer Forschung haben seit längerem Konjunktur, wie auch die vielfältigen rezenten Arbeiten aus dem Umfeld der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Medizin, Naturwissenschaft und Technik e.V. oder des Fachverbands Medizingeschichte e. V. aufzeigen. Demgegenüber liegen historisierende Arbeiten zur institutionalisierten Medizinethik für den deutschen Sprachraum weit weniger vor. Man könnte also davon ausgehen, dass die Dissertation von Florian Bruns, welche von Andreas Frewer betreut und im Wintersemester 2007/08 an der MHH in Hannover eingereicht worden ist, hier tatsächlich eine neue Richtung einschlägt, wie dies auch der Untertitel zu „Entwicklungen und Protagonisten in Berlin (1939–1945)“ verspricht. Doch der Blick auf dieses mit 225 Seiten letztlich recht schmale Buch erweist sich thematisch in mehrer Hinsicht als ambivalent: Um das Negative gleich vorweg zu nehmen, in der vorliegenden Arbeit wird kaum eine „Nationalsozialistische Medizinethik“ (S. 13) im Sinne des Nominalbegriffs geboten. Schwer nachvollziehbar ist die Forschungsausrichtung fast ausschließlich auf Berlin verengt, und der Hinweis auf den „Hauptstadtstatus“ vermag nur wenig zu überzeugen (S. 167). Bruns Perspektive richtet sich vor allem auf eine in der zeitgenössischen Medizingeschichte verankerte Medizinethik, etwa in Anlehnung an die Konzepte des „Ewigen Arztums“ oder „Das ärztliche Ethos“, wie dies das Cover zugleich ikonografisch hervorhebt. Vielleicht nicht primär vom Autor intendiert, aber gleichwohl aus den untersuchten Quellen hervorgehend, ist recht positiv zu vermerken, dass das Buch in den Kapiteln vier, fünf und sechs doch recht viel zur Vereinnahmung der Disziplin der Medizingeschichte in die medizinische Philosophie und politischen Zielstellungen des NS zu bieten hat. Bruns folgt außerdem der Frage nach der Rehabilitation deutscher Medizinhistoriker in der unmittelbaren Nachkriegszeit, die trotz ihrer NS-Vergangenheit wieder Lehrstühle und Professuren an den Universitäten der frühen Bundesrepublik Deutschland einnehmen konnten. Hier baut seine Arbeit etwa auf den vorliegenden Publikationen Werner Friedrich Kümmels, Gerhard Baaders oder Michael H. Katers auf und trägt ebenso substantielles und detailliertes neues Wissen zum Problembereich bei.

Auf Grund der Ambivalenz in Florian Bruns Arbeit sollen nun erklärend die Argumentationsabschnitte im Einzelnen betrachtet werden: Wenn man so will, dann gruppieren sich die vielen kleineren Fragestränge des Buchs um einen der Kernsätze in der Einleitung: „Aussagen, die den Nationalsozialismus als eine Zeit des Bösen schlechthin, als eine Zeit ohne Ethik darstellen, vermögen höchstens emotional zu befriedigen. Wissenschaftlich betrachtet bedürfen sie der Differenzierung. Die Nationalsozialisten schafften die Ethik nicht ab. Im Gegenteil, sie vertraten und vermittelten ihre Vorstellung von Moral recht offensiv, indem sie etwa mit der Ärztlichen Rechts- und Standeskunde erstmals einen obligatorischen Ethikunterricht für Medizinstudierende an allen deutschen Fakultäten einführten“ (S. 15f.). Hinsichtlich des Darstellungsgangs wird die Entwicklung der Medizinethik in Deutschland im ersten inhaltlichen Kapitel zunächst im zeitlichen Kontext bis 1930 beleuchtet (insg. 16 S.), dann ebenfalls knapp der Problembereich einer „Erneuerung der Ethik“ im Nationalsozialismus ausgebreitet (insg. 17 S.), um in den folgenden Kapiteln und im Rückgriff auf einen deutschen Medizinhistoriker – Bernward Josef Gottlieb (1910–2008) und den ärztlichen Parteifunktionär Rudolf Ramm (1887–1945) – der Indienststellung medizinhistorischer Forschung und Lehre für die Ziele des NS zu folgen. Fast übergangslos schließt sich hierauf eine Analyse der ethischen Vorstellungen sowie des praktischen Handelns des im Nürnberger Ärzteprozess zum Tode verurteilten SS-Hygienikers und Regimentarztes der Leibstandarte Adolf Hitler, Joachim Mrugowsky (1905–1948), an.

Die Stärken des Buchs bestehen vor allem in der biografienahen Aufarbeitungen der Motivationslagen bei den drei schwerpunktmäßig analysierten Medizinern, die sich als Protagonisten mit den Fragen der ärztlichen Standeskunde und der medizinischen Ethik auseinander gesetzt haben. Diese Tendenz wird von Bruns besonders mit der früheren Sozialisation und Karriereorientierung bei den untersuchten Individuen erklärt (S. 169f.). Auf Grund der geringen Kontextualisierung der medizinischen Ethik in den ersten beiden Kapiteln, werden die verwendeten Analysebegriffe jedoch nicht trennscharf genug in die Arbeit eingeführt und bleiben

Sudhoffs Archiv, Band 95, Heft 2 (2011)
© Franz Steiner Verlag, Stuttgart

unzureichend definiert: „medizinische Ethik“, „ärztliche Standeskunde“, „ewiges Arztum“ oder „nationalsozialistische Medizinphilosophie“ – um hier nur einige herauszugreifen. Es fällt dadurch schwer, dem Autor nach dem Detailreichtum der Einzelbeispiele am Ende wieder zur Diskussion von medizinethischen Großthemen zurück zu folgen. Da das Buch in geografischer Hinsicht auf Berlin sowie drei erweiterte Biografien (ein Medizinhistoriker, ein ärztlicher Standespolitiker und ein Hygieniker) zugeschnitten ist, muss somit die Frage erlaubt bleiben, welche generalisierbaren Aussagen sich letztlich aus dieser Arbeit für eine „Medizinethik im NS“ ableiten lassen? Bruns Buch ist zwar ein wichtiger initialer Ansatz, um später zu einem erweiterten Verständnis der Geschichte der Medizinethik in NS-Deutschland zu gelangen, jedoch ist diese Arbeit (leider) auch nicht mehr als das.

Frank W. Stahnisch, Calgary

Grégoire Chamayou: Les corps vils. Expérimenter sur les êtres humains aux XVIII^e et XIX^e siècles. Paris: Éditions La Découverte 2008. 423 S., 19 Abb., Karton, € 24,50, ISBN 978-2-7071-5646-4.

Les corps vils (was sich im historischen Kontext des vorliegenden Buches vielleicht am besten mit „Die gemeinen Körper“ ins Deutsche übersetzen lässt), stellt den gleichermaßen pointierten wie ambitionierten Versuch dar, eine umfassende Geschichte des Humanexperiments im 18. und 19. Jahrhundert zu schreiben: „Der Titel dieses Werks bezieht sich auf die lateinische Redensart *fiat experimentum in corpore vili* – Experimentieren an den gemeinen Körpern; führe ein Experiment an den wertlosen Körpern durch“ (S. 8; Übers. F.W.S.). Der französische Autor Grégoire Chamayou hat an der Universität von Paris VII (Diderot) Philosophie und Wissenschaftsgeschichte studiert und ebendort – 2007 – seine Doktorarbeit vorgelegt, auf der das hier zu rezensierende Buch aufbaut. Nach seiner Promotion arbeitete er als *Agrégé de Philosophie* an der Universität von Paris X (Nanterre – *La Défense*) und ist seit letztem Jahr Gastwissenschaftler in der Abteilung II des Max-Planck-Instituts für Wissenschaftsgeschichte in Berlin. Was den Titel und den wissenschaftshistorischen Gegenstand von *Les corps vils* betrifft, hätte man sich eigentlich über dieses Buch sehr freuen können, weil derzeit – abgesehen von vielfältigen Einzel- und Detailstudien – kaum ein umfassendes Werk zur philosophischen Bedeutung wie wissenschaftshistorischen Tragweite des Experimentierens an und mit Menschen für das 18. und 19. Jahrhundert vorliegt. Die gegenwärtige Situation erstaunt umso mehr, als in der von Chamayou thematisierten zweihundertjährigen Periode so entscheidende theoretische und methodologische Grundlagen für die moderne lebenswissenschaftliche Forschung geschaffen worden sind, welche tatsächlich eine eingehende Aufarbeitung und Analyse verdient hätten.

Les corps vils gliedert sich in elf thematische Kapitel, die sich im Einzelnen etwa dem Aspekt des Experimentierens an Straftätern sowie an den Leichen von Hingerichteten (thematische Kapitel 1 und 2), der Entwicklung des Selbstexperiments (Kapitel 4), dem Experiment in der morphologisch orientierten Pathologie (Kapitel 8) oder der Herausbildung des Begriffs der „Patienteneinwilligung“ (Kapitel 9) zuwenden. Besondere Erwähnung sollte hier das Kapitel 10 zur Experimentalisierung der Kolonialwelt erfahren, in dem Chamayou sehr aktuelle Befunde der historiographischen Forschung zum Thema zusammenträgt, wenngleich seine Analyse hieselbst weitgehend auf den frankophonen Kolonialbereich beschränkt bleibt. Schaut man sich den Gang der Darstellung in den jeweiligen Kapiteln schließlich näher an, so muss leider festgestellt werden, dass das Buch kaum über den gegenwärtigen Stand der Forschung hinaus geht, woran auch die Einteilung des Literaturverzeichnisses in „Primärquellen“ (S. 391) – nahezu ausschließlich gedruckte, zeitgenössische Werke wie Zeitschriftenartikel – und „Sekundärliteratur“ (S. 406) wenig ändert. Wessen Leseinteresse und -erwartung sich besonders auf den im Untertitel *Expérimenter sur les êtres humains aux XVIII^e et XIX^e siècles* angesprochenen wissenschaftshistorischen Bereich richtet, wird sich unweigerlich enttäuscht sehen müssen: Dem gängigen Duktus französischer *Epistémologie philosophique* folgend ist die Ausrichtung des Buchs primär eine (wissenschafts-)philosophische, in welcher der sozial- und kulturhistorische Kontext weitestgehend fehlt beziehungsweise – wenn und wo vorhanden – über die Sekundärliteratur, jedoch kaum über eigene Forschungen

Sudhoffs Archiv, Band 95, Heft 2 (2011)
© Franz Steiner Verlag, Stuttgart

des Autors, beige-steuert wird. Eine Bearbeitung historisch-archivalischer, ungedruckter oder medienbezogener Quellen sucht man in diesem Buch nahezu vergebens. Wer *Les corps vils* mit den Augen des/r deutsch- oder englischsprachigen Wissenschaftshistorikers oder Wissenschaftshistorikerin liest, wird somit eher zurück-schrecken, da es hinsichtlich der Quellenanalyse wenig Neues beiträgt. Wenn das vorliegende Buch jedoch tatsächlich eine Stärke besitzt, dann besteht diese in der Syntheseleistung aus bereits vorliegenden französisch-, deutsch- und englischsprachigen Arbeiten der Medizin- und Wissenschaftshistoriografie, beziehungsweise sie geht auf die mehr oder weniger gelungene philosophische Systematisierung des vorliegenden Bandes zurück. Zwar erschließt Chamayou hiermit auch den multilingualen Forschungsdiskurs zum medizinhistorischen wie bioethischen Problem des modernen Humanexperiments, doch ist dieser jedem/jeder mit den einschlägigen Sprachen der internationalen Wissenschaftshistoriografie vertrauten Leser/Leserin bereits gegenwärtig.

Das Buch ist mit einem sechsseitigen Namensindex versehen, während ein Orts-, Stichwort- und Abbil-dungsverzeichnis am Ende fehlen. In den Bibliotheken des deutschen Sprachraums sollte Chamayous Buch primär in philosophischen Instituten (insbesondere in Teilbereichen der Philosophiegeschichte) beziehungs-weise in medizin- oder bioethischen Bibliotheken eine Aufstellung finden. Für diese Diskussionskontexte bietet es letztlich mehr Anknüpfungsmöglichkeiten als für die gegenwärtige deutschsprachige medizin- und wissenschaftshistorische Forschung in ihrer bestehenden internationalen Ausrichtung.

Frank W. Stahnisch, Calgary

*Heiner Fangerau/Monika Gomille/Henriette Herwig/Christoph auf der Horst/Andrea von Hülsen-Esch/
Hans-Georg Pott/Johannes Siegrist/Jörg Vögele (Hg.): Alterskulturen und Potentiale des Alter(n)s. Berlin:
Akademie Verlag 2007, 253 S., Abb., Tab., ISBN 978-3-05-004348-7, € 49,80.*

Aktueller kann ein Thema kaum sein. Und aspektreicher behandelt als in dem aus einem interdisziplinären Forschungsprojekt des Landes Nordrhein-Westfalen zu „Kulturelle Variationen und Repräsentationen des Alter(n)s“ hervorgegangenen Sammelband auch nicht!

Sein Inhalt besteht aus 17 Beiträgen und einer die Reichweite und die Absichten des Projektes darlegenden Einleitung aller Herausgeber und Herausgeberinnen, die meist auch Texte beige-steuert haben. Auf einzelne davon einzugehen erübrigt sich insofern, als alle sehr lesens- und bedenkenswert sind und – mindestens für nicht so intensiv mit dem Problemfeld Vertraute - überraschende Gesichtspunkte, Thesen und Ergebnisse präsentieren.

Grundlage des Projektes ist ein breites Konzept , das „geistes-, sozial- und medizinwissenschaftliche Diskurse“ zu integrieren beabsichtigt. Es versteht Alterskultur als einen Inbegriff von „symbolischen Produktionen“ (S.7), d.h. u.a. von Wertungen und Deutungsmustern, von Wissenstatbeständen und Wissenschaftsdiskursen, von – wie es heißt – „sich teilweise durchkreuzender Wissen(schaft)sformationen und –praktiken“. Wissen konstituiert sich durch „die wissenschaftlichen Einzeldiskurse, Text- und Bildmedien, durch deren Zusammenwirken, Kontrastieren, Sich-gegenseitig-Relativieren und –Kommentieren“ (S.8). Der Begriff der Repräsentation, die Feststellung von Variationen und Zirkulationen kultureller Topoi und insgesamt das Element der Reflexion spielen in den Diskursen, die zwischen vielen verschiedenen Disziplinen angesiedelt sind, z.B. Germanistik, Anglistik, Soziologie, Wissenschafts-, Medizin- und Kunstgeschichte eine wesentliche Rolle – in diachron-historischer wie synchron-gegenwartsbezogener und mehrfach vergleichender Perspektive.

Dahinter verbergen sich theoretische wie auch höchst farbige, konkret veranschaulichte facettenreiche Themen, die anhand der systematisierenden Gesichtspunkte aus der Einleitung nur zur Orientierung angeführt werden sollen (S.9-14): Konzepte des Alterns in der Medizingeschichte; Kulturelle Variationen sozialer Identität im höheren Lebensalter – vergleichende Untersuchungen in Deutschland, Frankreich und England; Kulturelle Variationen und Repräsentationen des Alter(n)s: Vergleichende literaturhistorische Untersuchungen; Altern und Erzählen im Kulturvergleich; Die Kategorie ‚Alter‘ in den Geistes- und Kulturwissenschaften; Konzepte des Alterns in der Kunst vom 16. bis zum 20. Jahrhundert.

Sudhoffs Archiv, Band 95, Heft 2 (2011)
© Franz Steiner Verlag, Stuttgart

Jeder Leser und jede Leserin wird garantiert ihn oder sie angehende Fragestellungen finden. Besonders reizvoll ist dazu noch, über die eigenen Interessen hinaus ausgreifen zu können und sich in ungewohnte Forschungsgefilde (ent)föhren zu lassen.

Marie-Elisabeth Hilger, Hamburg

Elisabeth Fritsch: Wie die Pharmazie ein Frauenberuf wurde. Materialien zu den in Wien ausgebildeten und berufstätigen Pharmazeutinnen mit Schwerpunkt 1905 bis 1945. Berlin: Logos 2007, 183 S., 2 Diagr., 1 Tab., Pers.-Register, ISBN 978-3-8325-1703-8, € 39,-.

Man sollte schon enge Bezüge zu Wiener Pharmazeutinnen zwischen 1905 und 1945 haben, um dieser Veröffentlichung etwas abgewinnen zu können. Es geht in ihr um den Aufweis des zunehmenden Anteils von Frauen im Apothekenberufsumfeld, der sich nach dem 1. Weltkrieg abzeichnen begann und auch nach dem 2. Weltkrieg anhält. Überwiegend handelt es sich hier um eine biographisch und an Vollständigkeit orientierte Auflistung von unterschiedlich qualifiziert ausgebildeten diplomierten und nicht-diplomierten Pharmazeutinnen, Apothekenhelferinnen und einschlägig tätigen Apotheker-Gattinnen und –Witwen. Besonderes Augenmerk wird auch auf die NS-Zeit gelegt und dabei auf das Schicksal der „nichtarischen“ pharmazeutisch tätigen Frauen.

Ein kurzer Abriss zur Bedeutung von Frauen in der Pharmazie vor 1918 leitet die Ausführungen ein. Dann folgen zwei chronologisch gewählte Abschnitte zur Zeit 1918 bis 1938 und zu den Pharmazeutinnen zwischen 1938 und 1945. In ihnen geht es u.a. um Geschlechter- und Familienverhältnisse in Apotheken, um berufliche Beziehungen, um Vertretungsberechtigungen, um Apothekenpächterinnen oder –teilhaberinnen. In einem knappen Resümee wird noch die Frage aufgeworfen, ob Frauen ein Pharmaziestudium gewählt haben, um dem Arbeitsdienst in der NS-Zeit zu entgehen, und auch, wie sie sich zu Arisierungen verhalten haben.

Die Autorin nennt ihre überwiegend aufzählend gewonnenen Ergebnisse „zum großen Teil sehr lückenhafte Splitter“. Ihr Anliegen war, die vielen genannten Frauen „stellvertretend für unsere namenlosen Vorläuferinnen vor dem Vergessen zu bewahren“ (121). Daß hinter den Ausführungen eine sehr mühsame Erhebung von vielen Daten und Fakten steht, ist unzweifelhaft. Doch nicht nur der Untertitel „Materialien“, sondern auch der recht schematisch aufbereitete Inhalt verweisen auf eine relativ problemlos und assoziativ wirkende Studie.

Marie-Elisabeth Hilger, Hamburg

Ines Heiser und Andreas Meyer (Hg.), Aufblühen und Verwelken. Mediävistische Forschungen zu Kindheit und Alter. Leipzig: Eudora 2009, 158 S., € 24,90

Der Band enthält eine Reihe anregender Beiträge zu den im Titel angesprochenen Themenkomplexen, wobei dem Alter merkwürdigerweise nur zwei Beiträge gewidmet sind. Angesichts der überbordenden sozialwissenschaftlichen und sozialhistorischen Publikationen zur Altersproblematik der Gegenwart ist das durchaus zu verkraften, obgleich die historisch akzentuierte Altersforschung zu Mittelalter und Früher Neuzeit, wie zu Recht betont wird, immer noch defizitär erscheint. Sammelbände zur Kindheit gab es dagegen vereinzelt, zuletzt wäre hier der 2008 von der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel herausgegebenen Band „Das Kind in der Renaissance“ zu erwähnen, der im etwas hypertrophen Vorwort (es sollen wieder einmal „Lücken“ geschlossen werden!) allerdings nicht erwähnt wird, dafür aber in einzelnen Beiträgen. Die sieben Aufsätze gehen offensichtlich auf eine Tagung zurück, deren Ort (zwei Bemerkungen im Beitrag von Monika Rener bzw. Andreas Meyer legen Marburg nahe), Umstände und Datum im Vorwort verschwiegen werden. Leider

Sudhoffs Archiv, Band 95, Heft 2 (2011)
© Franz Steiner Verlag, Stuttgart

fehlt auch ein Autoren- und Personenverzeichnis, was die Les- und Nutzbarkeit natürlich erschwert. Die Einzelbeiträge sind dagegen sehr lesenswert.

Eva Schlottheuber untersucht die (auto)biographischen Literaturen des Spätmittelalters und liefert ungemein interessante Details aus zeitgenössischen Quellen, die, vom fundierten Inhalt abgesehen, auch – so etwas gibt es! – spannend zu lesen sind. So hielt es Otto von Freising im 12. Jahrhundert – im Gegensatz zu Augustinus – für möglich, daß am Jüngsten Tag auch Greise und Kinder auferstehen, freilich ohne jede Geistes- oder Körperschwäche! In die gängige spätmittelalterliche Ikonographie des Jüngsten Gerichts fand das allerdings keinen Eingang. Der Mittelalter-Archäologe Rainer Atzbach versucht das „Kinderdefizit“ unter den Toten des Frühen Mittelalters (entsprechende „Statistiken“ wurden freilich erst Jahrhunderte später konstruiert) zu erklären, indem er es als Artefakt entlarvt. Hierbei spielen besonders Kleidungsstücke, allen voran Schuhe eine wichtige Rolle (Leder widersteht sich dank der Gerbgifte einer radikalen Zersetzung). Zu Recht und auf erfreuliche Weise wissenschaftspolitisch unkorrekt weist Atzbach darauf hin, daß statt krampfhaft forcierter Interdisziplinarität vertiefte regionale innerfachliche Untersuchungen bessere Ergebnisse erwarten ließen, was sicher nicht nur für die Archäologie gilt. Carola Föllner beschäftigte sich mit den Begriffen *infantia* und *pueritia* in Enzyklopädiën des 13. Jahrhunderts. Obgleich die ausgewählten Autoren Thomas von Cantimpré (*De natura rerum*), Bartholomäus Anglicus (*De proprietatibus rerum*) und Vincenz von Beauvais (*Speculum maius*) in ihren Werken den *ordo mundi* feierten, der als Zeichen der optimalen Qualität von Schöpfung Gottes verstanden wurde (dies zu begreifen war Sinn alles Wissens über den Kosmos, über Natur und Anthropologie!), differieren die Lebensalter, die Grenzen von *infantia* und *pueritia*, die Beschreibung der Kinder und Jugendlichen sowie ihre charakterlichen Eigenschaften durchaus. Ein besonders Verhältnis zu Kindheit und Alter können nach mittelalterlicher Auffassung Heilige entwickeln. Der *senex-puer* hat sich bis zum Alter die Keuschheit des Kindes erhalten und wird zum Vorbild. Der Körper des Hl. Martin soll – die Symbolik war überdeutlich – nach Sulpicius Severus dem eines siebenjährigen Knaben geglichen haben! Gemeinsam stehen Kinder wie Alte, im positivsten Sinn, außerhalb des Normalen, des Durchschnitts, was auch ihre Sonderbehandlung in der *Regula Benedicti* erklärt. Auch die Offenheit der Kinder für eine gute Erziehung erklärt sich hieraus. Noch wichtiger für die Hagiographen war die Tatsache, daß das übliche „Verblühen“ des Körpers für Heilige oft außer Kraft gesetzt ist. Konkrete medizinhistorische Erklärungsmodelle, die an dieser Stelle besonders interessant gewesen wären, fehlen allerdings. Andreas Meyer stellt ein Schüler-Lehrerverhältnis im Lucca des 13. Jahrhunderts vor, dazu einige durchaus amüsante Vertragsdetails. Vor allem der Lehre hatte erstaunliche Verpflichtungen und „Versicherungen“ Sollten seine Schüler die Tische beschädigen, hatte der Magister dem Schreiner, der sie ihm ausgeliehen (!) hatte, Schadensersatz zu zahlen. Matthias Klipsch berichtet über Fastenregeln für Greise, wobei er das Thema einer weiteren Betrachtung unterzieht. Fasten ließ sich seit Urzeiten aus vielen religiösen Schriften heraus, nicht zuletzt dem Alten Testament begründen. Es spielte im Alltag von Mönchen, Nonnen und Laien, Armen und Adligen, Königen und Päpsten eine wichtige Rolle. Die Untersuchung der Fastendisziplin zeigt charakteristische Begründungen, wobei das durch Schwäche und Krankheit gekennzeichnete Alter eine besondere Rolle spielt. Auch hier hätte man sich einen medizinhistorischen Beitrag gewünscht, denn das Fasten hatte seit den Hippokratikern eine ausgleichende, reinigende Wirkung, die sich mit den Lebensaltern veränderte. Auch interessante semantische Überlegungen werden angestellt. Fasten war eine hochoffizielle Angelegenheit, die Dispens häufig Sache des Papstes. Schließlich fügt Ines Heiser mit ihrem Beitrag „Generationenkonflikte? Erbrecht und Elternfürsorge in der mittelhochdeutschen Literatur“ interessante Einblicke in die Problematik junger und alter Menschen als Erben und Erblasser. Es gab hier gewisse unabdingbare, letztlich naturrechtlich begründete Gepflogenheiten. Besonders *literarische* Quellen erlauben dabei interessante Einblicke. Erbschaftsregulierungen waren ein Zeichen der innerstädtischen und höfischen Kultur. Auch auf dem Land gab es strenge Regeln. Sie spielten im Alltag wie in der Fiktionalliteratur eine herausragende Rolle.

Der Band ermöglicht ergänzende Einsichten zur mittelalterlichen Alltagsgeschichte. In Ergänzung zu den genannten Publikationen wird er wichtige Dienste leisten und zu mancher weiterer Forschung anregen. Auf überflüssigen theoretischen Diskurs wird in allen Beiträgen auf angenehme Weise verzichtet. Bei quellenorientierten Arbeiten dieser Art wird die Qualität auch so deutlich genug vor Augen geführt.

Klaus Bergdolt, Köln

Sudhoffs Archiv, Band 95, Heft 2 (2011)
© Franz Steiner Verlag, Stuttgart

Jost Lemmerich: „Bande der Freundschaft“ im Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien, 2010. 368 Seiten, 17 Abb., ISBN 978-3-7001-6847-8

Doktor Jost Lemmerich, deutscher Physiker, langjähriger Patentbeamter und im Nebenberuf engagierter Wissenschaftshistoriker, hat sich durch zahlreiche Ausstellungen zur Wissenschaftsgeschichte und durch Veröffentlichung von privaten Briefwechseln zwischen Wissenschaftlern, wie z. B. zwischen Lise Meitner und Max von Laue, einen Namen gemacht. So auch jetzt mit dem von ihm herausgegebenen privaten Briefwechsel zwischen der Physikerin Lise Meitner und der Botanikerin Elisabeth Schiemann.

Die Beleuchtung des privaten und wissenschaftlichen Umfeldes liefert wichtige Erkenntnisse über die Persönlichkeiten, da sowohl Lise Meitner als auch Elisabeth Schiemann auf neuen Teilgebieten der Physik und Biologie forschten, nämlich der Radioaktivität und der Genetik, die noch in den Kinderschuhen steckten und daher besonders viele Probleme bereiteten.

Besonders aufschlussreich sind die Aussagen der beiden Wissenschaftlerinnen über ihre berufliche Laufbahn; denn beide Frauen gehörten zu den Pionieren bei dem Kampf um die akademische Anerkennung der Frau zu Beginn des 20. Jahrhunderts.

Professor Jost Lemmerich hat in vorbildlicher Weise die jeweils wichtigsten politischen und wissenschaftlichen Ereignisse zwischen die Briefe eingebaut, versehen mit einer kurzen Inhaltsangabe. Anzumerken ist, dass bei der Aufarbeitung der politischen Ereignisse von 1914 der „Aufruf an die Kulturwelt“ von deutschen Intellektuellen erwähnt wurde, nicht aber eine Gegenschrift, die der Berliner Herzspezialist Friedrich Nicolai verfasste, „Aufruf an die Europäer“, die Albert Einstein und zwei weitere Wissenschaftler unterzeichneten. Sie appelliert an alle Europäer, zeigt die Sinnlosigkeit eines Krieges und ist somit ein wichtiges Zeitdokument, dass nicht alle deutschen Wissenschaftler von der Richtigkeit des Krieges überzeugt waren. Aus dem Briefwechsel erfahren wir, dass sich zumindest zu Beginn des Krieges Lise Meitner vehement für die Verteidigung des „germanischen Kulturgutes“ einsetzte und daher den Krieg für unvermeidlich hielt.

Dank der Veröffentlichung des Briefwechsels zwischen Lise Meitner und Elisabeth Schiemann erfahren wir auf privater Ebene, wie kompliziert ihre Freundschaft war. Im ersten Teil beklagt sich Lise Meitner über den Mangel an Nachrichten aus dem Alltag; sie drängt Elisabeth Schiemann zu engerer Freundschaft. Im zweiten Teil ist es eher umgekehrt, vermutlich dadurch bedingt, dass Lise Meitner in der Fremde harten Lebensbedingungen ausgesetzt ist. In ihren menschlichen Neigungen sind sich beide sehr nah; beide lieben die Natur und wandern gern, obwohl sie seltsamerweise kaum einmal zusammen wandern.

Misstöne gab es auch, die sich aber laut Lise Meitner vorwiegend durch den Schriftverkehr ergaben. Sie resultierten u. a. aus den unterschiedlichen Auffassungen über die Religion; Lise Meitner, sehr liberal, hat Verständnis für viele religiöse Tendenzen; Elisabeth Schiemann fasst das Thema, bezogen auf den Protestantismus, eher enger auf.

Auf wissenschaftlicher und beruflicher Ebene besteht eine gewisse Schiefelage, da von 1911 bis 1938 nur die Briefe von Lise Meitner vorhanden sind. Der Leser erfährt nur indirekt daraus und aus den Kommentaren von Herrn Lemmerich die neuesten Nachrichten über Elisabeth Schiemanns Werdegang. Beide zeigen viel Hochachtung vor den wissenschaftlichen Leistungen der anderen, gehen aber in ihren Erläuterungen nicht in die Tiefe.

Des weiteren wird durch die Veröffentlichung des Briefwechsels die private Beziehung zwischen Lise Meitner und Otto Hahn relativiert und differenziert. Im Gegensatz zu zahlreichen Meinungen über die Verleihung des Nobelpreises für Chemie an Otto Hahn, denen zufolge Lise Meitner über die Ungerechtigkeit verbittert war und danach die Freundschaft aufgekündigt hat, belegt der Briefwechsel zwischen Lise Meitner und Elisabeth Schiemann, dass sie bis zum Lebensende in Freundschaft mit Otto Hahn verbunden blieb. Laut Lise Meitner hatte die schwedische Presse unrichtige Äußerungen über die Verleihung des Nobelpreises veröffentlicht. Zudem trat eine gewisse Entfremdung in der Beziehung der beiden Wissenschaftler ein durch die schriftlichen Auseinandersetzungen; Lise Meitner hatte oft das Gefühl, missverstanden zu werden. Eine mündliche Aussprache mit Otto Hahn besserte das gegenseitige Verständnis. Aber auch später noch fühlt sich Lise Meitner manchmal verletzt durch Interviews von Otto Hahn, in denen er sie angeblich nicht erwähnt hat. Er kann ihr allerdings das Gegenteil beweisen, indem er einen schwedischen Zeitungsartikel zitiert. Missverständnisse und unglückliche Formulierungen auf beiden Seiten brachten also Sand in das Getriebe, eine Tatsache, die auch

das Verhältnis zwischen Lise Meitner und Elisabeth Schiemann gelegentlich belastete, aber nicht zu einem Bruch führte. Ebenso blieb die Freundschaft zwischen Lise Meitner und Otto Hahn bis zum Tod bestehen.

Bedauerlich sind einige orthographische Fehler, sowie Interpunktionsfehler; zu bemängeln ist auch, dass manche Zuordnung vom Kommentar zum jeweiligen Brief schwierig ist. In bezug auf die Quellenlage gibt es nützliche Hinweise auf Nachlässe und Archive; die Aufarbeitung des Themas wird ergänzt durch Tagebücher und Eintragungen von Lise Meitner im Kalender.

Insgesamt ist es jedoch sehr zu begrüßen, dass dieser aufschlußreiche Briefwechsel nunmehr in einer kommentierten Edition vorliegt.

Margot Klemm, Calw

Elisabeth Malleier: Das Ottakringer Settlement. Zur Geschichte eines frühen internationalen Sozialprojekts.
Wien: Edition Volkshochschule 2005. ISBN 3-900 799-64-4, 144 S. € 12,-

Selbsthilfeprojekte, wie wir sie heute kennen, sind oft weitgehend Ausdruck autonomer Strukturen. In anderen Kontext, nämlich in dem der bürgerlichen Wohlfahrt, gehört das im Londoner Armenviertel East End 1884 gegründete Settlement als Form gemeinschaftlichen Lebens von Angehörigen der bürgerlichen Mittelschicht mit Armen und diese Institution breitete sich bald national wie auch international aus. Besonders für bürgerliche Frauen ohne Berufsausbildung war die Arbeit in ihnen eine Erweiterung ihres Handlungsspielraums im Bereich der praktischen sozialen Arbeit, die sie oft ihr Leben lang betrieben. Elisabeth Malleier, die sich mit ihrer Dissertation „Jüdische Frauen in Wien 1816–1938“ als Kennerin der bürgerlichen Frauenbewegung ausgewiesen hat, legt hier eine Studie zu einem Abkömmling der englischen Settlement-Bewegung in Wien und zwar im Arbeiterbezirk Ottakring vor. In dieser auf der Basis des Privatarchivs des 1901 von bürgerlichen jüdischen und nichtjüdischen Frauen, die dem gemäßigten Flügel der jüdischen Frauenbewegung angehörten, ins Leben gerufenen Ottakringer Settlements, aber auch von Zeitzeugeninterviews genau recherchierten Studie zeigt die Autorin, wie die Gründung auch dieses Nachbarschaftszentrums, das Hilfe zur Selbsthilfe in den Mittelpunkt ihrer Bemühungen stellte, sich am englischen Vorbild orientierte, indem es „die Anbahnung freundschaftlicher Beziehungen zwischen den besitzlosen und der besitzenden Klasse und die Hebung des geistigen, körperlichen und sittlichen Niveaus der armen Bevölkerung ... jedoch unter Ausschluß jeder politischen Tätigkeit“ propagierte. Die sich neben der Arbeit mit Erwachsenen herausbildenden Schwerpunkte Kinderbetreuung und Jugendfürsorge führten zur Mitarbeit des Settlements an der Wiener Jugendgerichtshilfe, der die Autorin einen eigenen Abschnitt widmet. Dabei stellt sie – wie auch sonst – die Gestalt Else Federns in den Mittelpunkt, die nicht nur eines der Gründungsmitglieder des Vereins Settlement war, sondern ebenso wie eine größere Zahl ihrer Mitarbeiterinnen die Verbindung zur jüdischen bürgerlichen Frauenbewegung repräsentierten. Else Federn war zwar in der Zeit immer zunehmender wirtschaftlicher Schwierigkeiten nicht nur für das Settlement als Arbeitsleiterin in den Ruhestand getreten, arbeitete aber bis 1938 ehrenamtlich weiter, bis dieses Jahr das Aus für alle jüdischen Mitarbeiter – nicht nur für Else Federn – bedeutete; deren Geschick stellt Frau Malleier im Detail dar und leistet damit einen Beitrag zur Emigrationsgeschichte wie zu der der Vernichtung der österreichischen Juden. Die Gleichschaltung des Vereins 1938 führte schließlich am 31. Juli 1938 – auch unter neuer Leitung – zu seiner Liquidation. Der Neubeginn nach 1945 war nicht nur einer Aufforderung des Wiener Magistrats zum Wiederaufbau, sondern ebenso – wie es Frau Malleier formulierte – der Hartnäckigkeit und Ausdauer ehemaliger Settlementsmitarbeiterinnen und -besucherinnen zu verdanken. Frau Malleier zeigt, wie dieses Frauenprojekt auch in diesen Jahren wichtige Arbeit leistete, bei der Schaffung von Kinder-, Frauen- und Müttergruppen und schließlich als Nachbarschaftszentrum, in dem MigrantInnen ebenso wie andere Randgruppen ihren Platz fanden. Trotz der Wiederanknüpfung internationaler Kontakte in den ersten Nachkriegsjahren und der Hilfe von ausländischen Hilfsorganisationen trugen die Hauptlast der Finanzierung österreichische öffentliche Stellen; doch auch sie konnten nicht verhindern, daß der letzte Teil des Settlements, nämlich ein Seniorenzentrum und ein Kindergarten – letzterer 2003 – geschlossen werden mußte. Damit fand eine mehr als hundert Jahre alte

Sudhoffs Archiv, Band 95, Heft 2 (2011)
© Franz Steiner Verlag, Stuttgart

Institution privater Wohlfahrtspflege in Ottakring ein Ende. Frau Malleier spricht zu Recht vom Settlement als einer Initiative, die zwischen privater Initiative und öffentlicher Förderung angesiedelt war, mit Frauen als Akteurinnen, die als Feministinnen bereits in der Zwischenkriegszeit ihr Konzept einer von – vielfach jüdischen – Privatpersonen unterstützten privaten Fürsorge, die Platz für Eigeninitiative ließ, auch gegen das Konzept des sozialdemokratischen Wohlfahrtsstaats des „Roten Wiens“ verteidigen mußten. Für Else Federn war das Zusammenwirken von öffentlicher und privater Fürsorge aufgrund ihrer liberalen Grundposition vielmehr eine absolute Notwendigkeit. Frau Malleier zeigt, wie – trotz aller jüdischen Mitarbeiterinnen – das Settlement als Frauenprojekt Frauen verschiedenster Konfessionen und politischer Anschauungen vereinen konnte, wenn auch nicht alle früheren Settlements-Mitarbeiterinnen immun für die Ideen des Nationalsozialismus blieben. Die Autorin hat mit dieser ihrer Studie einen wichtigen Beitrag zur Geschichte einer von Frauen getragenen Selbsthilfebewegung geschrieben. Diese Darstellung hat über Wien hinaus exemplarische Bedeutung und ist ein wichtiger Beitrag zu Möglichkeiten und Grenzen feministischer Sozialprojekte.

Gerhard Baader, Berlin

Susanne Rueß: Stuttgarter jüdische Ärzte während des Nationalsozialismus. Würzburg: Königshausen & Neumann 2009. 439 S. ISBN 978-3-8260-4254-6, 49,80 €.

Mit dem Beginn der nationalsozialistischen Diktatur 1933 setzte im Deutschen Reich die systematische Ausschaltung aller jüdischen Ärztinnen und Ärzte ein. In der vorliegenden Monographie, einer Tübinger medizinhistorischen Dissertation, werden die am 1.1.1933 in Stuttgart tätigen und hiervon betroffenen 86 jüdischen Ärztinnen und Ärzte in den Blick genommen. Dabei beschreibt Susanne Rueß in ihrer Arbeit ein Spannungsfeld von Verfolgung, physischer Vernichtung und lebensrettender Emigration. In den einzelnen Biographien wird auch auf die diskriminierende Erfahrung eingegangen, die einzelne in Auseinandersetzung mit der Wiedergutmachung hatten. Ziel ihrer Arbeit ist, „die Erfassung aller am 1. Januar 1933 in Stuttgart ansässigen Humanmediziner jüdischer Herkunft und die Rekonstruktion ihrer Biographie“ (23) zu erreichen. „Als biographisches Nachschlagewerk erinnert diese Arbeit an all jene Ärzte, die in Folge des Rassenwahns aus dem Kreis der Ärzteschaft ausgeschlossen worden sind, obwohl sie durch ihre Arbeit die Medizin in Stuttgart bis in die heutige Zeit mitgeprägt haben“ (23). Im ersten Teil ihrer Arbeit setzt sich Susanne Rueß mit der Entwicklung des politischen, gesetzlichen und gesellschaftlichen Systems in den Jahren 1933 bis 1945 auseinander; zum Teil schlägt sie hierbei auch den Bogen weit vor das Jahr 1933 (31-39). Wirtschaftliche Demütigung und Rechtlosigkeit verunsicherten die jüdischen Ärztinnen und Ärzte und ihre Familien: „Ihre über Jahrhunderte gewonnenen Freiheiten und Rechte wurden zunehmend eingeschränkt. Die Entwicklung kulminierte in der seit 1942 offen als politisches Ziel verfolgten Massenvernichtung allen als jüdisch definierten Lebens“ (22). An dieses einführende Kapitel schließt sich – und das ist der Kern dieser Monographie – die Darstellung der Einzelschicksale an (41-346); dabei erinnert Susanne Rueß auch an einen Arzt, der vor, und einen, der nach dem 1.1.1933 Stuttgart verließ bzw. dorthin übersiedelte. Es gelingt ihr mit dieser biographischen Rekonstruktionsarbeit einen tiefen Einblick in die Biographien der Betroffenen zu geben. Abschließend blickt Susanne Rueß in einem Querschnitt auf ihre Ergebnisse und fasst zusammen (347-364). Am Ende der Monographie stehen ausführliche Verzeichnisse ausgewerteter Archivalien und Literatur u.a. sowie ein Anhang mit ausgewählten Quellenzeugnissen (365-439). Susanne Rueß ist es in ihrer bemerkenswerten medizinhistorischen Arbeit gelungen, das Schicksal der Stuttgarter jüdischen und jüdisch-stämmigen Ärztinnen und Ärzte wieder in Erinnerung zu rufen. Sie vermochte, die lokalhistorischen Ereignisse zu rekonstruieren, indem sie in regionalen Archiven in Stuttgart, Tübingen und Ludwigsburg, in Bibliotheken und diversen Universitätsarchiven recherchierte, auch überregionale und ausländische Institutionen mit einbezog und dadurch die Mosaiksteine in einer medizinhistorischen Rekonstruktion wieder zusammentrug. Mit ihrer Arbeit hat Susanne Rueß wichtige Erinnerungsarbeit geleistet.

Florian Steger (München)

Sudhoffs Archiv, Band 95, Heft 2 (2011)
© Franz Steiner Verlag, Stuttgart

Peter Seidensticker: Aisthesis. Wahrnehmung der Farben in den Pflanzenbeschreibungen der frühen deutschen Kräuterbücher. Stuttgart: Franz Steiner, 2010 (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, Beihefte 139), 98 Seiten.

Peter Seidensticker, einer der renommiertesten Kenner der Kräuterbuchliteratur und der spezifischen linguistischen Probleme dieser Textgattung, hat sich in seiner neuesten Untersuchung den Farbwörtern zugewandt. Ausgewertet wurden (neben dem Hortus sanitatis von 1485, Bartholomäus Carrichter 1575, Pierandrea Matthioli 1626, Adam Lonicerus 1679 und Theodor Zwinger 1696) vor allem die frühneuzeitlichen Herbarien von Otto Brunfels (1532) sowie von Hieronymus Bock (1577, teilweise auch 1539) und Leonhart Fuchs (1543). Sie stehen zwar noch auf dem Boden der antik-mittelalterlichen Tradition, lassen jedoch eine empirische Wende zu eigener Beobachtung und zur Ergänzung des überkommenen Pflanzenschatzes um einheimische Gewächse (z. B. die Küchenschelle), vor allem jedoch hin zu „naturalistischen“ Abbildungen erkennen, die besonders bei Fuchs eine große Rolle spielen. Die nachträgliche Kolorierung der Umrisszeichnungen in dessen „New Kreütterbuch“ setzt sowohl eine Verständigung zwischen Autor und Maler als auch ein adäquates Text-Bild-Verhältnis voraus – beides typisch frühmoderne Ansprüche, die in den mittelalterlichen Kräuterbüchern keine Rolle spielten. Die Fragestellung ist also keine detailverliebte Philologenspielerei (auch wenn natürlich die Wortforschung davon profitiert), sondern trägt zur Definition einer „Modernisierung“ in der Botanik ebenso bei wie zur Kultur- und Mentalitätsgeschichte des 16. Jahrhunderts.

Die Darstellung ist knapp und geht zunächst anhand von vier Pflanzenkapiteln exemplarisch und vergleichend vor, danach werden die den verschiedenen Pflanzen(teilen) jeweils zugeschriebenen Farben systematisch auf terminologische Trennschärfe, Abtönungen und gegenwärtiges Korrelat hin untersucht. Ausgehend von den vier Grundfarben Gelb, Rot, Blau und Grün geht Seidensticker zum polyvalenten und leicht missverständlichen „Braun“ über, das durch Purpur und Rosa (*leibfarb*) ergänzt wird. Auch die unbunten Farben weiß, schwarz und grau, die „Töne“ *erdfarb* und *licht* sowie die „Transparenz“ sind berücksichtigt. Die etwas spröde Materie ist durch elf Tabellen und fünf Diagramme übersichtlich aufbereitet und erlaubt in Verbindung mit dem Index einen schnellen Zugriff.

Nachdenken über Farben und das damit verbundene Diskursivitätsproblem ist nicht auf Kräuterbücher beschränkt, sondern begegnet auf vielen medizin(histor)ischen Gebieten, von Mineralien bis hin zu den Harnfarben; das nun erschlossene Material erlaubt das Nachschlagen und Vergleichen, so dass vielleicht die eine oder andere in unseren Ohren befremdliche Bezeichnung etwas verständlicher wird.

Ortrun Riha, Leipzig

Helmut A. Seidl: Medizinische Sprichwörter. Das große Lexikon deutscher Gesundheitsregeln. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2010. 518 S. ISBN 978-3-534-23388-5 € 39,90

4715 medizinische Sprichwörter zusammenzutragen, das ist wahrlich eine große Sammelleistung. Unter einem medizinischen Sprichwort versteht Seidl „ein(en) sprichwörtliche(n) Rat zum Erhalten oder Erlangen der Gesundheit“ (14). Drei Beispiele : „Wo die Ärzte streiten, erntet der Tod.“ (Nr. 372) – „Bonbons und Eis sollst du lutschen und nicht kauen“ (Nr. 2780) – „Wer will gut verdauen, der muss recht fein kauen.“ (Nr. 4201). Seidl versteht die Termini medizinisches Sprichwort, Gesundheitsspruchwort, sprichwörtliche, populäre, volkstümliche Gesundheitsregel und volksmedizinischer Ratschlag in Sprichwortform synonym. Für sein umfangreiches Nachschlagewerk hat Seidl Sprichwortsammlungen (u.a. Wanders Deutsches Sprichwörter-Lexikon), Fachliteratur zum Thema „Gesundheit im Sprichwort“, diverse Online-Quellen sowie Werke über Heilkräuter, Aberglauben und Volksmedizin ausgewertet (16ff.). Nicht immer sei der Volksmund Urheber des Sprichwortes gewesen, vielmehr seien auch Traditionslinien in die Medizin zu beschreiben (19). Die sich hieran anschließenden Ausführungen sind – sofern diese Medizinisches oder Medizinhistorisches berühren – kritisch zu diskutieren, und zwar vor allem

Sudhoffs Archiv, Band 95, Heft 2 (2011)
© Franz Steiner Verlag, Stuttgart

auf der Folie aktueller medizinischer bzw. medizinhistorischer Forschungsliteratur. So ist auch zu bezweifeln, „dass von den 4715 Weisheiten zirka 3800, also 80%, diese Bezeichnung zu Recht tragen. D.h. man kann sie ohne weiteres als ‚heute noch richtig bzw. nützlich‘ einstufen.“ (28). Hier ist neben ernstem Zweifel auch kritische und wissenschaftliche Diskussion geboten. Die Sprichwörter sind im Band alphabetisch sortiert angeordnet. Ihnen beigefügt sind kurze Angaben zu Quelle (Entnahmeort), Region (Verbreitungsgebiet), erklärende Hinweise und Angaben zu formalen wie inhaltlichen Varianten sowie zum Vorliegen eines inhaltlichen Widerspruchs (Sprichwort mit gegenteiliger Empfehlung). Bei den Erläuterungen werden Abkürzungen verwendet, die zwar konsequent aufgelöst werden können, aber für das rasche Nachschlagen wenig benutzerfreundlich sind. Am Ende des Bandes befindet sich ein Siglen- und Quellenverzeichnis. Seidl hat mit dieser Sammlung medizinischer Sprichwörter umfangreiches Material zusammengestellt. Sicherlich kann er mit diesem Band dazu beitragen, dass dieser Sprichworttyp eine höhere Bekanntheit erreicht.

Florian Steger (München)

Denis Papin: Erfinder und Naturforscher in Hessen-Kassel. Frank Tönsmann und Helmuth Schneider (Hg.), 156 S., vierfarbig, Fadenheftung, euregioverlag 2009, ISBN: 978-2-933617-36-1, € 20,-.

Dies ist ein wunderbar gerechtes Buch, das auf neue und sehr lebendige Weise den Blick auf Technikgeschichte um 1700 lenkt. Wunderbar ist, daß es um einen Mathematiker und Erfinder geht, der in den gängigen Handbüchern nicht zu den ganz Großen gezählt wird, der diese nur kannte, mit ihnen zusammengearbeitet und später korrespondiert hat, und gleichwohl nach seinem Tod nie ganz vergessen wurde, nicht zuletzt wegen des Spottes seines (längst vergessenen) Zeitgenossen Uffenbach aus Schwaben. Wunderbar ist auch, daß ein Landgraf diesem Mathematiker und Erfinder zwanzig Jahre lang (und, wenn er gewollt hätte, noch länger) das Gehalt einer Professur an seiner Landesuniversität und später einer Stelle bei Hofe gewährt, darauf besteht, daß alle Experimente nur in seiner Gegenwart durchgeführt werden dürfen, auch Vorgaben macht für die Richtung der Erfindungen und dabei nie nach dem Nutzen fragt und auch keine Konsequenzen in der Art eines consilium abeundi zieht, wenn schöne Pläne des Erfinders sich nicht realisieren. Ja woher hat denn der Landgraf - es handelt sich um Karl von Hessen-Kassel, der von 1670 bis 1730 regierte - gewußt und verstehen können, was der Erfinder vorschlug - es war Denis Papin aus Angers, Mitglied der Akademien von Paris, London und Venedig - ? Dies ist vielleicht die einzige Frage, die der Band offen läßt - während fast alle Autoren in ihren Beiträgen darauf eingehen, wie sehr sich die natürlichen Gegebenheiten des Landes - vor allem die relative Geringfügigkeit des Stromes Fulda und die in Bergen mit natürlichen Entwässerungsmöglichkeiten geschütteten Bodenschätze - von denen Englands, der Triebkraft der industriellen Revolution, unterscheiden. Es hatte keine Notwendigkeit für den Landgrafen gegeben, versumpfte Bergwerke zu entwässern oder feindliche Kriegsschiffe unter der Wasseroberfläche anzubohren und in die Luft zu jagen. Er wollte nur teilhaben am technischen Fortschritt der anderen Staaten und er leistete sich den dafür notwendigen Fachmann. Historisch geschulte Leser sind eingeladen, eine jahrzehntealte Denkgewohnheit zu verabschieden.

Der Band enthält sechs technikhistorische Beiträge zur Tätigkeit von Papin in Marburg und Kassel. Frühere und spätere Lebensstationen werden nur am Rande behandelt, was konkret bedeutet, daß der Leser alles zum Verständnis notwendige erfährt, nur die Fußnoten dazu dürftiger ausgefallen sind. Sachlich sind die Beiträge bemerkenswert gut aufeinander abgestimmt; man könnte auch sagen, mit bemerkenswerter Disziplin sind die Grenzen der verschiedenen Domänen eingehalten worden. Dagegen ist allen Autoren daran gelegen, Papins Werk nicht isoliert darzustellen, sondern im zeitgenössischen Zusammenhang, wo man nur wenige Lücken entdecken wird.

Helmuth Schneider führt in die Literatur der hellenistischen Ingenieure ein, insbesondere Herons von Alexandrien, dessen Experimente mit Wasserdampf oft als früherer Bezug zur Dampfmaschine des 18. Jahrhunderts gewertet worden ist. Schneider zeigt auch deutlich die Grenzen der antiken Technologie.

Albrecht Hoffmann beschreibt Papins hessische Jahre, trotz dürftiger direkter Quellen, in bewunderswerter Detailliertheit, ohne ins Spekulative abzuleiten.

Sudhoffs Archiv, Band 95, Heft 2 (2011)
© Franz Steiner Verlag, Stuttgart

Peter Schimkat befaßt sich mit Papins Ideen zur technischen Umsetzung der Pneumatik, die entscheidend dazu beigetragen hatten, des Landgrafen Interesse zu wecken. Die Wiederentdeckung eines Kasseler Experimentiertagebuches vom November und Dezember 1694 bringt eine ganz neue Qualität in die wissenschaftshistorische Diskussion, da Schimkat dieses Tagebuch zu Recht mit Papin in Beziehung setzt. Es ist hier erstmals in extenso abgedruckt.

Friedrich Freiherr Waitz von Eschen, der einzige Jurist unter den sonst technikhistorisch vorbelasteten Autoren, legt in eindrucksvoller Ausführlichkeit das Montanwesen - Kupfer- und Eisenerzbergbau und -verhüttung, Braunkohle, Salzgewinnung - von Hessen-Kassel dar, auf die der Landgraf das Interesse Papins zu lenken versucht. Und er faßt das Scheitern des Erfinders, mit einem vergleichenden Blick auf das Scheitern von Leibniz im Harzbergbau, zusammen als zu weit entfernt von der Realität der Bergleute und ihrer bewährten Praxis. Zu dieser Entfernung trug nicht zuletzt bei, daß Papins Schriften auf französisch und lateinisch verfaßt waren, aber auch, wie bereits erwähnt, der naturgegeben geringe Bedarf. Nur ein Gerät, eine Pumpe, die eigentlich für Wasser konzipiert war, wurde nützlich als Ventilator für Frischluft beim Vortrieb neuer Stollen.

Frank Tönnismann erklärt die hydrologischen Gegebenheiten in Hessen um 1700 und berichtet, was es mit dem U-Boot und dem von Flußschiffen bei Hannover Münden zerstörten Raddampfer auf sich hat. Der U-Bootgedanke war so neu nicht und Papins Version war eher eine allseits verschlossene Taucherglocke, die aber in Ermangelung von Kriegsschiffen auf der Fulda nicht auf ihre Effizienz erprobt werden konnte. Aufregender (und fast neu) war der Raddampfer, dessen Erprobung aber leider nicht möglich wurde. Was es mit dem Antrieb durch die Dampfmaschine auf sich hatte, erfährt der Leser erst im folgenden Beitrag. Ganz nebenbei hat er aber schon gelernt, wozu der Flußbau im Stande war und welche Mittel eingesetzt wurden.

Karsten Gaulke stellt die Kontroverse der beiden "Erfinder" der Dampfmaschine, Papin und Savery, vor und läßt den Leser so auf elegante Weise Funktionsweise und Unterschiede der beiden Geräte verstehen. Gegen Lebensende schlug Papin vor, eine "Company der Erfinder" mit privaten Aktionären zu gründen, um durch Erfindungen wie die seinen Geld zu verdienen, ein Vorschlag, den die deutschen Universitäten vor 20 Jahren wiederholten. Nun ja, zu ihrem Glück sind die Professoren Gehaltsempfänger.

Wer es nicht schon gemerkt hat, erfährt in dem philosophisch akzentuierten Schlußbeitrag von Marcus Popplow, daß die wissenschaftliche und technische Entwicklung in Europa kein gradliniger Prozeß war.

Diese Veröffentlichung ist würdig der durch diverse hessische Landgrafen begründeten Tradition des Interesses für Technik und Naturwissenschaften. Zugleich ist sie ein Beleg für ein starkes technikhistorisches Engagement in Kassel, vor allem an Universität und Museen. Außer dem Experimentiertagebuch ist auch Papins Schrift über die atmosphärische Dampfmaschine abgedruckt, in diesem Fall als Faksimile des lateinischen Originals, von einer deutschen Übersetzung begleitet. Eine tabellarische Zeittafel, ein Werkverzeichnis und eine Tafel der zeitgenössischen Maße und Gewichte ergänzen den Band, der im Übrigen reich mit Abbildungen ausgestattet ist. Auch die Kurzviten der Autoren sind willkommen. Die Literaturliste hätte gern ausführlicher ausfallen dürfen, zumal dem einen oder anderen Autor dann vielleicht aufgefallen wäre, daß nicht alle Abkürzungen aufgelöst wurden. Etwas zu kurz kommen Abbildungsbeschreibungen (von wann beispielsweise ist S. 106 Abb. 2 ???) und Bildnachweise, vor allem, wenn man in Betracht zieht, daß es sich überwiegend um echte Bildquellen handelt und nicht nur um Illustrationen.

Dies ist eine durchweg höchst erfreuliche, instruktive und verführerisch lesenwerte Publikation, die keineswegs nur Technikhistorikern empfohlen werden kann.

Uta Lindgren, München

Gudrun Vuillemin-Diem (Hg.), (Aristoteles) *Meteorologica*. Translatio Guillelmi de Morbeka, Praefatio - Editio textus G. Vuillemin-Diem, (= Aristoteles Latinus X,2.1-2), Turnhout (Brepols) 2009, 436 und 220 Seiten, ISBN 978-2-503-53080-2, 275,- €.

Aus dem Langzeitprojekt des "Aristoteles Latinus", das die Union Académique Internationale unter ihre Fittiche genommen hat, ist die Übersetzung Wilhelms von Moerbeke der Schrift "Meteorologica" nun von Gudrun

Sudhoffs Archiv, Band 95, Heft 2 (2011)
© Franz Steiner Verlag, Stuttgart

Vuillemin-Diem ediert worden und 2008/2009 in zwei Teilbänden erschienen. Dafür sind 165 Handschriften zu Grunde gelegt worden, von denen 46 (laut Liste S. 44-59) ganz kollationiert wurden, der Rest systematisch zu bestimmten Stellen herangezogen. Die "Praefatio" mit 436 Seiten soll dazu dienen, den Apparat zu entlasten, wie Vf. schreibt. Einen derartig reichhaltigen Apparat kann man sich in der Tat überhaupt nicht vorstellen, vor allem im Verhältnis zu einem Text von nur 125 Seiten Druck-Umfang. Die schiere Datenfülle, die hier in nur zehn Jahren systematisch gebändigt wurde, läßt auf unvorstellbaren Fleiß und Überlebenswillen schließen, zumal Wohn- und Arbeitsort während der längsten Zeit nicht etwa das Thomas Institut in Köln, die geistige Heimat der Bearbeiterin, sondern ein idyllisch abseits gelegener Ort in Frankreich war.

Wenn es nur um die beiden griechischen Vorlagen für Wilhelms Übersetzung sowie diese selbst gegangen wäre, hätte man ein handliches und übersichtliches Werk vor sich. So aber ist ein philologisches Meisterwerk über hochmittelalterliche Übersetzungstechniken entstanden, das weit über das eigentlich den Stadien der Übersetzung gewidmete Kapitel, in das sogar Kommentare wie der von Thomas von Aquin - vielleicht aus alter Anhänglichkeit - mit einbezogen sind, hinaus auch die Handschriftenbeschreibungen besetzt hält. Wer es wollte, könnte hier die Gedankengänge der mittelalterlichen Gelehrten beim Übersetzen, Emendieren und Kommentieren studieren, wie dies nur bei einer solchen Datendichte möglich ist; an Stellennachweisen fehlt es nicht. Es ist beeindruckend zu lesen, wie Vf. Veränderungen über mehrere Traditionsschichten hinweg verfolgt und nicht selten intelligente und absichtliche Veränderungen ausmacht. Eine systematische Suche nach bestimmten Stellen ist allerdings nicht ganz einfach, da es keinen Sachindex gibt. Der Index locorum im 1. Band enthält nur eine kleine Auswahl der behandelten Stellen. Der Handschriften-Index ist deutlich umfangreicher. Der Index graeco-latinus im 2. Band führt zu den Textstellen, aber eben nur zum edierten Text und wer zu denjenigen gehört, für die Wilhelm die Übersetzung angefertigt hat, weil sie kein Griechisch können, muß aus dem Index latino-graecus, welcher in Wirklichkeit ein Glossar ohne Seitenangaben ist, das gewünschte Wort suchen und dann im griechischen Index die Entsprechung. Ein handliches Arbeitsmittel ist das nicht. Allerdings ist auch für jemanden, der an inhaltlichen und nicht philologischen Veränderungen interessiert ist, dieses das einzige Arbeitsmittel. Aber selbst das führt nicht immer zum Ziel. So wäre es doch beispielsweise interessant zu sehen, wer der Meinung von Aristoteles gefolgt ist, daß die Milchstraße in die Meteorologica gehört, weil sie sublunar anzusiedeln sei. Damit beginnt das 1. Buch und wenig später folgt die (vorgebliche) Begründung. In dem Werk Meteora von Albertus Magnus, der neuerdings gern als "Paraphrasierer" abgetan wird (im vorliegenden Buch 2.1 Seite 13) ist die Zuordnung der Milchstraße als Problem erkannt, dessen Erörterung Albert ein umfangreiches Kapitel widmet. Seine Zuordnung der Milchstraße zur Fixsternsphäre bezieht sich auf Ptolemaeus. Alberts immerhin weit verbreitete Schrift Meteora wird in dem vorliegenden Werk außer Acht gelassen, weil Vf. sie vor die Übersetzung Wilhelms datiert. Aber daß sie keinen Einfluß auf die späteren Überarbeiter und Kommentatoren gehabt haben soll, ist kaum zu glauben.

Trotz gewisser Enttäuschungen bezüglich der Benutzbarkeit der neuen Edition, ist doch als positiv festzustellen, daß der Aristoteles Latinus jetzt um die Meteorologica vermehrt ist, denn das Werk war, neben der allgegenwärtigen Naturalis Historia von Plinius, für die Naturgeschichte resp. Naturkunde des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit von großer Bedeutung.

Uta Lindgren, München

Urban Wiesing u.a. (Hrsg.), Die Universität Tübingen im Nationalsozialismus (Tübinger Beiträge zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte, Band 73), Stuttgart: Franz Steiner 2010, 1136 S., ISBN 978-3-515-09706-2.

Die Erforschung der Universitäten im Nationalsozialismus stellt inzwischen ein klassisches Thema universitätsgeschichtlicher Forschung dar, das insbesondere durch die zahlreichen Universitätsjubiläen der letzten Jahre stark befördert wurde. Mit diesem Zeitabschnitt befasst sich ebenfalls der von Urban Wiesing, Klaus-Rainer Brintzinger, Bernd Grün, Horst Junginger und Susanne Michl herausgegebene Sammelband „Die Universität

Sudhoffs Archiv, Band 95, Heft 2 (2011)
© Franz Steiner Verlag, Stuttgart

Tübingen im Nationalsozialismus“. Die darin enthaltenen 34 Beiträge gehen auf eine im Wintersemester 2004/2005 in Tübingen abgehaltene Ringvorlesung zurück, die vom Arbeitskreis „Universität Tübingen im Nationalsozialismus“ initiiert worden war. Daher weisen die Herausgeber im Vorwort deutlich auf den Mischcharakter des Bandes hin, der einerseits aktuelle Forschungsergebnisse, andererseits aber auch systematisch erforschte Fragestellungen liefert. Auf das Vorwort folgt eine inhaltliche Einleitung in das Thema, indem die zum Verständnis notwendigen wissenschafts- und personalpolitischen Rahmenbedingungen an der Universität Tübingen von 1933 bis 1945 erläutert werden (Susanne Michl, Mario Daniels).

Der Band selbst enthält fünf Teilbereiche (1. Fakultäten und Abteilungen, 2. Fächer, 3. Alltag, 4. Personen und 5. Aufarbeitung), die sich aufgrund ihrer unterschiedlichen Konzeption wiederum in drei Teile untergliedern: Während der erste Teil des Bandes anhand eines institutionengeschichtlichen Schwerpunktes Fakultäten, Abteilungen und Fächer untersucht, vereinen die beiden letzten Teile unterschiedliche Perspektiven und Ansätze, oftmals unter Berücksichtigung der Mikroebene.

Im ersten Teilbereich wird die Entwicklung der beiden Theologischen Fakultäten dargelegt, die sich beide für die neuen politischen Anforderungen offen zeigten, sich aber schließlich gegen das nationalsozialistische Bestreben, die Theologie innerhalb der Gesamtuniversität zu marginalisieren und zu verdrängen, zur Wehr setzen mussten. Im Gegensatz zur Katholischen Fakultät profitierte die Evangelische Fakultät dabei von ihrem herausragenden Ruf, der sie vor personellen und institutionellen Eingriffen weitgehend schützte. (Evangelische Fakultät: Reinhold Rieger, Katholische Fakultät: Dominik Burkard). Für die Rechtswissenschaftliche Abteilung wirkte sich der Anschluss an die Ideologie des Nationalsozialismus besonders folgenreich aus, da er ihren institutionellen und wissenschaftlichen Niedergang einläutete (Frieder Günther). Auch den beiden zuletzt abgehandelten Bereichen, der Wirtschaftswissenschaftlichen Abteilung und der Medizinischen Fakultät, gelang eine Distanzierung von der NS-Ideologie nicht; während die Wirtschaftswissenschaftliche Abteilung u.a. mit der Mitarbeit in der „Auftragsgemeinschaft Ostpreußen – Württemberg“ Anschluss an die „politisch geförderte Auftragsförderung“ (233) fand, richtete sich die Medizin weniger am individuellen Wohl des Patienten als am Volkswohl aus. Durch die Besetzung zahlreicher Funktionsstellen mit Medizinerinnen gelang der Medizinischen Fakultät darüber hinaus eine Einflussnahme auf gesamtuniversitäre Belange, was sie in Tübingen zu einer „Schlüsselwissenschaft“ (247) werden ließ (Wirtschaftswissenschaftliche Abteilung: Klaus-Rainer Brintzinger, Medizinische Fakultät: Bernd Grün).

Im Mittelpunkt des zweiten Teilbereichs steht die Entwicklung exemplarisch ausgewählter Einzelfächer: Sowohl für das Kunsthistorische (Nicola Hille) als auch für das Philosophische Seminar (Manfred Hantke) war das Jahr 1933 mit personellen Einschnitten und einer inhaltlichen Annäherung an den Nationalsozialismus verbunden, was die weitere Institutsentwicklung maßgeblich prägte. Im Gegensatz zu den beiden genannten Instituten erfuhren das Völkerkundliche (Udo Mischek) und das Urgeschichtliche Institut (Michael Strobel), die Auslandskunde (Mario Daniels), Vererbungs- und Entwicklungslehren (Thomas Potthast, Uwe Hoßfeld) sowie die Judenforschung (Horst Junginger) größere Aufmerksamkeit, da sie alle legitimatorischen Charakter hatten und der Verfestigung von Feindbildern dienten. Praktisch ausgerichtet waren hingegen die geplante zentrale Erbgesundheitsklinik (Bernd Grün) und die Wehrwissenschaften (Frank Reichherzer). Während die Erbgesundheitsklinik aus mangelnder Geheimhaltung und der „Sorge um die Beliebtheit der Kliniken“ (574) schließlich nicht realisiert wurde, fanden ab dem WS 1932/33 wehrwissenschaftliche Veranstaltungen in Tübingen statt, die unter den Studierenden jedoch keinen großen Anklang fanden.

Mit fünf Beiträgen widmet sich der dritte Teil der Erforschung des Alltags, wobei ein Schwerpunkt auf dem studentischen Alltag liegt: So wird explizit nach den jüdischen Lehrenden und Studierenden (Hans-Joachim Lang), den Tübinger Studenten (Johannes Michael Wischnath) und den Tübinger Studentinnen (Ute Scherb) gefragt. Die Einzelstudien machen die politisierte und von Antisemitismus geprägte Studienatmosphäre deutlich, zeigen aber auch die vielfältigen Verpflichtungen nationalsozialistisch organisierter Studierenden neben dem Fachstudium auf. Daneben werden der Alltag von Zwangsarbeitern unter Berücksichtigung ihrer Handlungsspielräume (Agnes Wiglusch, Judith Schittenhelm) sowie das Verhältnis von Stadt und Universität (Benigna Schönhagen) untersucht; die Schwerpunkte liegen dabei auf Tübingen als Universitätsstadt und dem Einfluss der Universität auf die öffentliche Meinung.

Im vierten Teilbereich werden einzelne Personen untersucht, die die Universität Tübingen im Nationalsozialismus stark geprägt haben. Dazu gehören die von Michael Wildt vorgestellten „Exekutoren der Endlösung“, die als Studenten an der Universität Tübingen sozialisiert wurden und schließlich als Einsatzkommandoführer im Krieg gegen die Sowjetunion tätig waren. Zu den eindeutigen Befürwortern gehörten weiterhin Robert F. Wetzel (Philip Scharer), Robert Ritter (Tobias Schmidt-Degenhard) und Hans Fleischhacker (Elke Thran): Wetzel nahm als Dozentenführer Einfluss auf Personalentscheidungen und arbeitete an einer Ausgliederung der christlichen Lehrstühle, Ritter nahm in der Diskriminierung und Verfolgung der Zigeuner eine Vorreiterrolle ein; Fleischhacker war am Aufbau einer jüdischen Schädel- und Skelettsammlung beteiligt. Als Gegenposition wird die ablehnende Haltung des Mathematikers Erich Kamke geschildert (Richard Mohr). Daneben werden drei Grenzfälle aus der Juristischen Fakultät untersucht: Während sich Philipp Heck (Heinrich Schoppmeyer) und Wilhelm Merk (Christopher Schwieger) mit dem Nationalsozialismus arrangierten, folgte bei Walther Schönfeld auf eine Phase der Annäherung eine deutliche Ablehnung, die nach 1945 sogar zur Aufnahme eines Theologiestudiums führte. (Christoph M. Scheuren-Brandes).

Dem Thema der Aufarbeitung widmet sich der letzte Teil des Sammelbandes – dieser umfasst etablierte Forschungsthemen wie die französische Entnazifizierungspraxis in Form der sog. Selbstreinigung (Stefan Zauner) oder den Entzug akademischer Titel im Nationalsozialismus und die damit verbundene Haltung der Universität Tübingen nach dem Zweiten Weltkrieg (Johannes Michael Wischnath). Daneben wird das Kapitel durch persönliche Erfahrungsberichte belebt, in denen über die Volksforschung (Hermann Bausinger), die Vortragsreihe „Deutscher Geist und Nationalsozialismus“ 1964/65 (Andreas Flitner) sowie über die studentische Arbeitsgruppe „Braune Uni“ (Alf Lüdtke) berichtet wird. Daran schließt sich ein Beitrag an, der die Gedenkpraxis der Universität Tübingen nach 1945 analysiert; dazu werden die entsprechenden Mahnmäler im Hinblick auf Form, Inhalt, Symbolik und Aussagekraft untersucht (Oonagh Hayes). Abschließend finden sich vier Berichte des Arbeitskreises, die neben dem aktuellen Forschungsstand eine Einschätzung darüber enthalten, wie mit diesen Kenntnissen vor dem Hintergrund einer Selbstpositionierung der Universität Tübingen in Wissenschaft und Gesellschaft umgegangen werden sollte.

Mit dem vorliegenden Sammelband gelingt es der Universität Tübingen, eine Lücke in der eigenen universitätsgeschichtlichen Forschung zu schließen: Dies gilt besonders für die Darstellung der Wehrwissenschaften und die Frage nach den Alltagserfahrungen jüdischer Studierender und Lehrender an der Universität Tübingen, die beide Forschungsdesiderate darstellen. Dies schmälert in keinem Fall den Wert etablierter Forschungsthemen, da der Band auch neuere Forschungsergebnisse enthält, die zu wichtigen Ergänzungen bzw. Revisionen führen. Auf der Grundlage exemplarischer Fallstudien wird so ein umfassendes Bild der Universität Tübingen im Nationalsozialismus gezeichnet. Während ein Teil der Fallstudien eigens für den Sammelband angefertigt wurde, stammt ein anderer aus der Vorlesungsreihe „Universität Tübingen im Nationalsozialismus“ oder aus anderen Zusammenhängen, was zuweilen zu einem inkohärenten Gesamteindruck führt – Informationen über Auswahlkriterien und den Zusammenhang der einzelnen Beiträge hätten den Wert des Sammelbandes sicherlich gesteigert. Diese Konzeption führt dazu, dass inhaltliche Doppelungen nicht ausbleiben. Das führt einerseits zu einem lohnenswerten Wiedererkennungswert, andererseits aber zu der Frage, warum in der Konzeptionsphase nicht eine stärkere Abstimmung der einzelnen Beiträge erfolgte.

Inhaltlich basieren die 34 Fallstudien allesamt auf den Archivbeständen des Universitätsarchivs Tübingen, gehen in einigen Fällen jedoch auch deutlich darüber hinaus, indem ergänzende Aktenbestände anderer Archive hinzugezogen wurden. Die Beiträge werden, von wenigen Ausnahmen abgesehen, gut in den Forschungszusammenhang eingeordnet und analysiert.

Da das Abdrucken einer kompletten Bibliographie im Rahmen des Sammelbandes nicht geleistet werden konnte, wurden mit beitragsgebundenen Bibliographien am Ende der jeweiligen Beiträge sowie der Möglichkeit, die Komplettbibliographie online einzusehen, gute Lösungen gefunden.

Aus den genannten Gründen stellt der vorliegende Sammelband einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der Universität Tübingen und der westdeutschen Universitäten insgesamt dar. Exemplarisch werden wichtige Fragestellungen herausgegriffen, die ein umfassendes Bild der Uni Tübingen im Nationalsozialismus zeichnen.

Nadine Kopp, Hamburg

Sudhoffs Archiv, Band 95, Heft 2 (2011)
© Franz Steiner Verlag, Stuttgart